durch den protestantischen Landrat von Steinfurt wurde von der überregionalen katholischen Presse unter dem fordernden Stichwort „Parität“ in der Schulpolitik“ (S. 241) aufgegriffen und als Beispiel der Inferiorisierung der Katholiken im protestantischen Preußen an den Pranger gestellt. Dennoch gelang es, schon 1893 im neu errichteten Bethaus den Betrieb einer evangelischen Elementarschule aufzunehmen und damit das Gefühl evangelischer Identität in der Diaspora zu stärken. An diese Tradition knüpfte dann der Neubau einer evangelischen Schule im Jahr 1949 an (Kap. 7).

Für die weitere Entwicklung war wie schon bei der langen Entstehung der Gemeinde die Tatkraft einzelner Pfarrer besonders wichtig, zumal derer, die wie August Heckenroth über 20 Jahre in Ochtrup blieben und dafür sorgten, dass die Gemeinde nach der Schule 1907 ein Pfarrhaus und 1913 auch eine Kirche bekam. Die musste allerdings bis Weihnachten 1934 auf einen Turm mit Glockengeläut warten, für dessen Bau sich Rudolf Patt, von 1931 bis 1945 Pfarrer der Gemeinde, erfolgreich eingesetzt hatte. Das Herausklagen des in Auschwitz ermordeten jüdischen Ehepaars Portje aus der vormaligen Lehrerwohnung im Jahr 1935 erscheint rückblickend „als eine vertane Chance [...], sich schützend vor den langjährigen jüdischen Mieter zu stellen“ (S. 280). Die Scham darüber ist umso größer, als die Gemeinde Ochtrup zur Bekennenden Kirche gehörte (Kap. 8).

Zur Geschichte der evangelischen Diasporagemeinde in Ochtrup gehören schließlich ihre Anstrengungen zur Aufnahme und Beheimatung von lutherischen Vertriebenen aus Schlesien nach dem Zweiten Weltkrieg. Innerhalb weniger Monate stieg „ab Frühsommer 1946 [...] die evangelische Bevölkerung Ochtrups und Umgebung [...] von 500 auf 3.000“ (S. 306). Bei deren Integration haben sich nicht nur ebenfalls vertriebene Pfarrer verdient gemacht, sondern vor allem die Ochtruper Gemeindegewesterin Else Harms (Kap. 9).

Das mit einem reichhaltigen Anhang aus Dokumenten, Karten und Bildern versehene, mit theologischer Leidenschaft in einem klaren Stil geschriebene Buch wünscht sich der Rezensent nicht nur in die Hand derer, die in Westfalen für die Diaspora tätig sind. Der Autor zeigt am Detail Nöte, Gefahren und Verheißungen evangelischer Gemeinden und mahnt mit einem Zitat aus dem Jahr 1917, sie mögen dort, wo sie sind, „als ein besonderes Licht in religiöser und sittlicher Hinsicht hervorleuchten“ (S. 10) – und zwar nicht „konfessionell-abgrenzend[.]“, sondern, wo immer möglich, „gemeinschaftlich“ (S. 313f.). Dass das oft nur ein frommer Wunsch bleibt, ist freilich auch eine Erfahrung evangelischer Diaspora.

Wilhelm Hüffmeier

Ulf Lückel, Adel und Frömmigkeit. Die Berleburger Grafen und der Pietismus in ihren Territorien, Verlag Vorländer, Siegen 2016, geb., 247 S.

Während für ganz Westfalen im 18. Jahrhundert eine „selten gestörte Kirchhofsstille“ (Rothert) konstatiert wurde, ja für Wilhelm Neuser hier sogar eine

„große Lücke“ zu klaffen scheint, zeichnen sich die ersten Jahrzehnte dieses Säkulum in Wittgenstein durch eine geradezu atemberaubende Dynamik aus: Radikalpietisten der verschiedensten Couleur fanden in den kleinen Grafschaften im südlichen Westfalen nicht nur eine Heimat, sondern auch einen fruchtbaren Nährboden für ein überaus bewegtes geistiges Leben. Das Spektrum reicht von den Exzessen der „Buttlarschen Rotte“ über die Schwarzenauer Neutäufer, die die Wurzeln der bis heute bestehenden amerikanischen *Church of the Brethren* bildeten, bis hin zum eindrucksvollen Projekt der „Berleburger Bibel“. All dies geschah unter aktiver Förderung des Grafenhauses, namentlich von Gräfin Hedwig Sophie zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg (1669–1738) und ihrem Sohn Graf Casimir (1687–1741).

Die Zusammenhänge der pietistischen Strömungen mit dem Grafenhaus zu erläutern war die Aufgabe, die sich Ulf Lückel in seiner Marburger Dissertation gestellt hat. Als Einheimischer (Lückel stammt aus dem Berleburger Ortsteil Girkhausen) hat er nicht nur eine detaillierte Kenntnis der Lokal- und Territorialgeschichte. Dazu verfügt er über wertvolle Kontakte zum Berleburger Schloss und der dortigen Herrschaft, die es ihm ermöglichten, in den entsprechenden Archiven (Fürstlich Berleburgisches, Fürstlich Wittgensteinsches und Fürstlich Ysenburg/Büdingensches) und dazu auch in der Fürstlichen Privatbibliothek zu forschen. Hier gelangen ihm eindrucksvolle Entdeckungen, von denen zwei im Anhang in Transkription wiedergegeben werden: zum einen ein umfangreicher Brief August Hermann Franckes vom 13. Januar 1701 (S. 165–174), zum andern das Trauergedicht des Berleburger Schlosspredigers Victor Christoph Tuchtfeld anlässlich des Todes von Graf Casimir 1741 (S. 175–196).

Nach den üblichen Einleitungen zum Forschungsstand und den historischen Rahmenbedingungen klärt Lückel in Kap. 3 die „Voraussetzungen für das Eindringen des Pietismus in das Wittgensteiner Land und seine Anfänge“. Hier kommt Gräfin Hedwig Sophie die Schlüsselrolle zu. 1699 bot sie mehreren Radikalpietisten, darunter Samuel König, Ernst Christoph Hochmann von Hochenau und Johann Henrich Reitz Zuflucht in ihrer Residenz. Deren Wirken blieb nicht ohne Folgen. Kurze Zeit später, zur Jahrhundertwende, kam es geradezu zu einer „chiliastischen Revolution“ (S. 54ff.) mit Abschaffung von Taufe und Abendmahl. In ekstatischen Gebetsversammlungen wurden rund 50 Männer und Frauen zu „Priesterinnen und Priestern des neuen Reichs“ (S. 56) eingesegnet. Allerdings fanden diese Versammlungen ein rasches Ende. Doch das radikale Saatgut ging in der Nachbarschaft auf, zunächst in der kleinen Ortschaft Saßmannshausen. Hier siedelte sich im Frühjahr 1703 die philadelphische Sozietät der Eva von Buttlar (1670–1721) an, in der Trinitätstheologie und sexuelle Promiskuität auf unheilvolle Weise vermischt wurden. Im November 1704 wurde die Gruppe verhaftet, wenige Monate später gelang die Flucht. 1708 kam es dann zu einem neuen Skandal: Alexander Mack (1679–1735) kam nach Schwarzenau und praktizierte im Fluss Eder die Wiedertaufe. Damit vollzog er die „erste Gemeindebildung im Umfeld des radikalen Pietismus“ (S. 68). Bis 1720 lebte Mack mit seinen Anhängern in dem Wittgensteiner Dorf, dann zog er über Holland nach Pennsylvania. Lückel resümiert über die Schwarzenauer Neutäufer: „Ohne die

tolerante Politik der Grafenhäuser wäre es wohl nicht zu deren Geburtsstunde vor über 300 Jahren in Wittgenstein gekommen“ (S. 69).

Die Jahre 1712 bis 1741 werden im vierten Kapitel als „Blütezeit des Pietismus in Wittgenstein“ behandelt. Die Hauptquelle bilden dabei die Tagebücher des Grafen Casimir. Die von seiner Mutter intendierte pietistische Prägung des jungen Grafen ist mit seinem Studium in Gießen (der in der Literatur behauptete Studienaufenthalt in Marburg ist laut Lückel nicht zu belegen), der Lektüre von Thomas a Kempis und vor allem seinem Studium in Halle greifbar. Insbesondere die dortige Kombination von Waisenhaus und Druckerei haben Graf Casimir inspiriert. Auf seine Initiative hin kam es auch in Berleburg zu einer bedeutenden Druckerei (der „Pietistenoffizin“) und einem – nicht ganz so bedeutenden – Waisenhaus, so dass Lückel für die Zielvorstellung des Grafen zutreffend den Ausdruck „Klein Halle an der Odeborn“ (S. 96 und S. 163) prägt. Die Berleburger Druckerei publizierte ein Hebräisch-Lexikon, zahlreiche Werke der Madame de Guyon (von Graf Casimir persönlich übersetzt!) und allen voran die gewaltige, achtbändige „Berleburger Bibel“ (1726–1742), eine neue Übersetzung und Kommentierung der Heiligen Schrift in philadelphischem Geist.

Ein besonders wichtiges Kapitel nicht nur des Buches, sondern auch der Wittgensteiner Pietismusgeschichte stellt der Besuch des Grafen Zinzendorf 1730 in Berleburg dar. Lückel zeichnet sorgfältig die Vorgeschichte sowie die einzelnen Stationen des Besuches des Herrnhuters nach. Doch obwohl die ausgedehnte Predigtstätigkeit und die zahlreichen Kontakte Zinzendorfs „eine regelrechte Erweckung in Berleburg ausgelöst“ haben (S. 144), blieb der Erfolg der herrnhutischen Ideen auf Dauer aus: „Aber was eine wirklich philadelphische Gemeinschaft ausmachen sollte – Einigkeit und Bruderliebe – waren ihr schon früh verloren gegangen. In Berleburg sollte sich die Herrnhuter Bewegung nicht dauerhaft durchsetzen“ (S. 146).

Im fünften Kapitel kann Lückel nur noch den „Abgesang“ nach dem Ableben von Graf Casimir schildern. Die beiden letzten Bände der Berleburger Bibel hatten an Qualität deutlich nachgelassen, die philadelphische Gemeinschaft war zerfallen, Tuchtfeld und die letzten Separatisten verließen Wittgenstein. Aber immerhin kann summarisch festgehalten werden: „In der Kontinuität von fast einem halben Jahrhundert (1694–1741) wurde das Berleburger Land von Mutter und Sohn fortwährend in pietistischem Geist regiert. Der fromme Grafenhof in Berleburg mit seiner Symbiose von Adel und Frömmigkeit bildete die Voraussetzung und Ermöglichung für eine reiche, bunte und bewegte Geschichte des Pietismus in jenem abgelegenen Fleckchen Deutschlands“ (S. 164).

Zum Schluss noch einmal zu Neuser: Während dieser in seiner „Evangelischen Kirchengeschichte Westfalens im Grundriss“ den radikalen Pietismus in Wittgenstein nur als „Episode“ (S. 11) bewertet hat, stellt Lückel fest: „Mit Casimirs Tod am 5. Juni 1741 war im Wittgensteiner Land eine *Epoche* [meine Hervorhebung] zu Ende gegangen“ (S. 157). Diese „Epoche“ so überaus

kennnisreich und anhand vieler, bislang unbearbeiteter Quellen sorgfältig nachgezeichnet zu haben, ist Lückels großes Verdienst.

Thomas Ijewski

Julia Winnebeck, Apostolikumsstreitigkeiten. Diskussionen um Liturgie, Lehre und Kirchenverfassung in der preußischen Landeskirche 1871–1914 (Arbeiten zur Kirchen- und Theologiegeschichte 44), EVA, Leipzig 2016, geb., 447 S.

Mit ihrer im Sommersemester 2014 an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn angenommenen Dissertation, die nun in gedruckter Form vorliegt, nimmt Julia Winnebeck sich einer zentralen kirchlichen Auseinandersetzung innerhalb des Protestantismus während der Zeit des deutschen Kaiserreichs an. Im Kern dieser Kontroverse steht die Frage nach dem angemessenen Umgang mit dem Apostolischen Glaubensbekenntnis, dessen Formulierungen infolge der Aufklärung problematisiert wurden. In der preußischen Liturgie hatte es einen festen Platz erhalten und war auch für die Ordinationsverpflichtung der Geistlichen zentral. Dabei kollidierten historisches Bewusstsein und überlieferte Glaubensaussagen. Die moderne neuprotestantische Theologie hatte versucht, sich der Herausforderungen der „Umformungskrise“ (Emanuel Hirsch) zu stellen und diese zu bearbeiten, stieß aber in weiten Teilen des Protestantismus auf Unverständnis und Widerstand.

Bisher wurden die Auseinandersetzungen zwischen kirchlich-konservativen und theologisch-modernen Geistlichen und Wissenschaftlern unter dem Begriff „Apostolikumsstreit“ verhandelt, der besonders auf die Kontroverse um Adolf von Harnack abzielte. Winnebeck pluralisiert den Begriff, um drei Phasen greifbar zu machen. Für jede diese Phasen gelingt es ihr, das entsprechende Profil herauszuarbeiten. Damit analysiert die Arbeit die Auseinandersetzung um das Apostolikum umfassender, als es bisher in der Forschung geleistet worden ist. Der Bezug auf die preußische Landeskirche ist sinnvoll, da in den drei Phasen die zentralen Kontroversen in Preußen ausgetragen wurden. Die Entwicklungen und Folgen waren in allen Landeskirchen und preußischen Kirchenprovinzen (wie eben auch in Westfalen) spürbar.

In der ersten Phase, die mit dem Namen der beiden Pfarrer Sydow und Lisco verbunden ist, welche einen liberalen Protestantismus in der Nachfolge Schleiermachers vertraten, ging es um eine Vortragsreihe in Berlin im Jahr 1872. Die Streitigkeiten sind jedoch nicht von den zeitgenössischen kirchenpolitischen Entwicklungen zu trennen, da sie zu einer Koalition aus Lutheranern und Unionsanhängern gegen den kirchlichen Liberalismus führten. Darüber hinaus waren mit der Eingliederung der neuen Provinzen ins Königreich Preußen auch Kirchenverfassungsfragen wieder neu virulent geworden. Die Kritik am Apostolikum richtete sich auf dessen Normativität und die Möglichkeiten eines solchen Bekenntnisses, Ausdruck des subjektiven Glaubens sein zu können. Gegen Lisco wurden von Seiten des brandenburgischen Konsistoriums keine disziplinarischen Maßnahmen eingeleitet, er erfuhr lediglich einen Verweis. Sydow wurde zeitweilig amtsenthoben.